**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 38 (1934-1935)
**Heft:** 19

**Artikel:** Hagel
**Autor:** Schrönghamer-Heimdal, F.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-670883

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 22.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Hagel.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Leichte Windspiele wirbelten Staub und Sand von der Gasse in lustigen Spiralen hoch, ließen sie tändelnd wieder fallen und wühlten zum Zeitvertreib weiter in den Weiden am Wiesenheck, daß die weiße Unterseite der Blätter gespenstisch aufschillerte.

Da es Mittag war, lagen die Gassen still.

Nur der Schilchbauer kam des Weges, den breitkrempigen, zerknüllten Strohhut tief in den Nacken gedrückt, und blieb plötzlich vor mir stehen, daß ich erschrak wie vor einem Gespenst.

Ich erschrak immer, wenn ich den Schilchbauer sah, den Mann ohne Lachen, dürr wie der Tod, und ungut wie ein Frosttag im Maien.

Er achtete aber meiner nicht, sondern sah nur den Windspielen zu und tat einen leisen, grimmigen Fluch in sich hinein, daß es mir kalt über den Rücken lief.

Gottlob, daß mein Vater eben über die Schwelle trat und den Bann des Grauens brach, indem er den Schilchbauern anredete:

„Wird das Wetter wohl aushalten heut? Wir hätten die Waldwiesen im Heu ..."

„Schau hin, Michel," bedeutete der Schilchbauer mit einer Stimme, die wie ein zersprungenes Zügenglöcklein schebberte, und wies auf die Wirbel der Windspiele. „Und über dem Hochfeld steht eine Wolke und tut seit Stunden keinen Rucker und hat weiße Fahnen voraus. Dazu die Schwüle und das Fangspiel der Lüfte. Wenn es heut nicht das ganze Traid in den Boden drischt, darf mich der Teufel holen ..."

„Herr, bewahre uns vor Schauer und Schlossenschlag," hörte ich die Stimme meiner Mutter hinter des Vaters Rücken, wie eine Abbitte an die himmlischen Mächte für die Frevelworte des Schilchbauern.

Dann war eine Stille wie vor einem Sturm.

Die Windspiele mochten sich nicht mehr rühren, die Grillen im Anger hatten aufgehört zu zirpen, die Weiden am Wiesenheck standen unbewegt.

Ich hörte deutlich die Knochen des Schilchbauern knacken, wie er sich umwandte, den Strohhut vom Nacken in die Stirne stieß und davonstelzte, dürr wie der Tod, grauenerregend wie ein Gespenst.

Dieweilen schrillte schon ein Ton über die sonnenfahlen Schindeldächer, klagend und beschwörend zugleich zitterte es durch die lastenden Lüfte her, die Wetterglocke. Der sie zog, war der Weiglbauer. Er zog sie kräftig, gleichmäßig, im festen Takt, daß die Wetterunholde merken sollten: Hier steht ein Mann und Christ am Strang der geweihten, oft bewährten Schauerglocke — hier können wir nicht aufkommen. Wir müssen uns links in die Wälder oder rechts auf die Röhrnachwiesen verziehen, wohin der Glockenbann nicht mehr reicht.

Ich war inzwischen heimlich über die Gärten hinausgelaufen, um wenigstens die Wolke zu sehen, die der Schilchbauer geschildert hatte. Wahrhaftig, da stand sie mit weißen Fahnen über dem Hochfeld; wo der Roggen des Schilchbauern der Ernte entgegenreifte, ein Prachtroggen von einem Brachfeld. Was sollte an dieser Wolke Schreckliches sein? Mir wenigstens schien sie gar nicht gefährlich, eine Wolke, die sich nicht einmal von der Stelle rührte. Aber da fuhr ein Windstoß daher und nahm mir das Hütlein vom Kopfe: „Du Vorwitz! Mach, daß du heimkommst!"

Kalte Sturmschauer wirbelten mir schon im Rücken, und als ich in die Stube kam, brannte schon die schwarze Wetterkerze im Herrgottswinkel. Vater tat Weihkräuter in ein Glutbekken und ging damit durch das Haus, segnete auch auf die Fluren hinaus, damit ihnen die Wetterunholde nichts anhaben könnten. Wir knieten die Bänke entlang und beteten den Wetterbann in Angst um das gefährdete Brot. Tröstlich klang das gleichmäßige Anschlagen des Wetterglöckleins über unsere beklommenen Herzen und Häupter hin.

Jetzt — kurz ein fahler Schein an den Stubenwänden hin und kurz ein Krachen wie von tausend Böllern. Und dann ein Schüttern und Schauern vom verfinsterten Himmel her, als ob in einer fernen Tenne tausend Drescher am Werke wären.

Die Tenne war des Schilchbauern Hochfeld, und die Drescher waren die Wetterunholde, die mit faustgroßen Schlossen den Brachroggen in Grund und Boden schlugen, daß kein Hälmlein mehr ungeknickt stand.

Und als die Wetterunholde ihre Schlossen verschossen hatten, schütteten sie ihre Regenmassen nieder, wieder auf des Schilchbauern Hochfeld, daß ganze Gießbäche von Feldschlamm

und Ackerschollen die Gassen herabstürzten und den Anger vermurten.

Wie erbarmenswert lagen die geknickten Halme, die zerdroschenen Ähren im Schlamm, in dem wir Buben schon wateten und nach den Eisbrocken fischten.

Blieb dem Schilchbauern von seinen zwanzig Tagwerk Brachroggen nichts denn der kalte, nackte Steingrund. Denn auch die Ackerkrume war weggeschwemmt. In nicht einmal einer halben Stunde war der größte Bauer im Dorf ohne Brot für ein ganzes Jahr. Erschüttert, die Hüte in den Händen, standen die Dorfleute auf dem Anger, an dem sich die Gießbäche vorbeiwälzten. Stumm, voll geheimen Grauens, waren ihre Blicke auf das Hochfeld gerichtet, wo der Schilchbauer, den Hut wieder im Nacken, die Fäuste gegen den nun wieder sonnenblauen Himmel reckte.

Die Worte, die er dabei ausstieß, mochte keiner hören...

„Ihn allein hat's getroffen," nahm der Weiglbauer, der wackere Läuter der Wetterglocke, jetzt das Wort.

„Uns hat der Herrgott verschont. Es wird nottun, daß wir unsern Dank abstatten — auf eine christliche Weis'. Wär' kein Wunder, wenn der Schilchbauer verzweifeln tät'. Hat ein Weib in den Wochen und die Stube voll kleiner Kinder..."

„Zwei Scheffel Korn kann ich entraten," meinte der Raithbauer. „Wenn von den Bauern im Dorf jeder zwei Scheffel gibt, ist der Schilchbauer über alle Not hinaus. Es hätte jeden von uns so hart treffen können. Oder nicht?"

Die folgende Nacht vergesse ich nimmer: Das war ein heimliches Säcketragen von keuchenden Knechten und gebückten Bauern. Ein ganzer Heerbann prallgefüllter Kornsäcke stand um das Hofgeländer des Schilchhofes.

Und als der Weiglbauer am nächsten Morgen zu früher Stund' den Tag anläutete, ging der Schilchbauer schon von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, mit einem heißen Dank im Herzen, mit einem Lachen um den herben Mund, das ich nie vergessen werde.

Zuletzt kam er auch zu uns, weil unser Haus an Dorfesende stand gegen die Morgenseite.

„Michel", sagte er zu meinem Vater, und gab ihm die Hand: „Michel, heuer hab' ich's schön. Noch nicht geerntet und schon ausgedroschen... Ist so was möglich? Und alles so heimlicher Weis'! Herrgott, 's ist doch schön auf der Welt! Nit, Michel?"

„Zusammenhalten müssen die Leut' und helfen, wo Not ist. Bald trifft's den und bald einen andern..."

„Vergelt's Gott, Michel, vergelt's Gott! Was mir das Dorf getan hat, ist mir noch tausendmal mehr wert als das Korn, das viele Korn."

Es war ein Zucken um die Augen der beiden Männer, daß ich mich davonschlich und den Schilchbauer nur noch von ferne sah, wie er davonschritt, immer noch dürr wie der Tod, aber nicht mehr schreckhaft. Und ich sah, wie er unter einem Stein noch ein Hagelkorn herausklaubte, wie er es an die Lippen führte und ehrfürchtig küßte: „Herrgott, jetzt sag' ich dir auch vergeltsgott für das Unglück, das du mir gestern geschickt hast. Gelt, Herrgott, du weißt es schon."

Den Strohhut im sonnenbraunen Nacken, schritt er aufrecht und federnd seinem Hofe zu, und der Mann, der gestern noch die Fäuste gegen den Himmel reckte, kam mir heute vor wie ein Heiliger, das Haupt von heimlichem Glanze umwabert...

## Flurbewässerung.

Von J. U. Meng.

Wer hätte heute, im Zeitalter, da so viel geschrieben, gelesen und auf Wanderungen geschaut wird, nicht schon von den Walliser Bewässerungsverhältnissen erfahren. J. C. Heer hat durch seinen bekannten Roman „An heiligen Wassern" in feiner Weise die Bedeutung der Wasserfuhren für das Wallis in den entlegensten Winkel des deutschen Sprachgebietes verbreitet.

Indessen haben in früheren Zeiten in den meisten Alpentälern, die unter der Trockenheit des Sommers litten, ähnliche Anlagen bestanden. Es sind kaum 30 Jahre her, daß auf den Schuttkegeln des Churer Rheintals die Fluren, vorab die Wiesen, durch ein ausgedehntes, verzweigtes Grabennetz berieselt wurden. So führten beispielsweise von allen 5 Wildbächen, die auf Gebiet der Gemeinde Trimmis ausmündeten, zahlreiche Gräben erquickendes Naß den durstenden Wiesen zu. Der Dorfbach allein speiste nicht weniger als 8 Gräben, von denen aus sich ein viel Kilometer langes Netz von